

GREG F.
GIFUNE
Sag Onkel

Aus dem Amerikanischen von Sigrid Langhaeuser

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Saying Uncle*
erschien 2008 im Verlag Delirium Books.
Copyright © 2008 by Greg F. Gifune

Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: iStockphoto.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-124-8

Für Carla, Brandon, Kendyl und Hayley

Danksagung

Mein herzlicher Dank gebührt Jo Popek, der ehemaligen Herausgeberin der Zeitschrift *The Roswell Literary Review*, die als Erste die Kurzgeschichte veröffentlichte, auf der dieser Roman basiert, für ihre Unterstützung und ihre Kompetenz als Lektorin zu einer Zeit, als dies noch ein Kurzgeschichtenkonzept war. Vielen Dank auch an Sandy DeLuca für ihre Freundschaft und ihre Bemühungen, diesen Roman erstmals zu veröffentlichen. Herzlichen Dank an Tom Piccirilli für all seine Hilfe, seine Freundschaft, seinen besonnenen Rat und dafür, dass er sich trotz seines vollen Terminkalenders Zeit für das Verfassen des Vorworts genommen hat. Mein besonderer Dank gilt Shane Staley für den Glauben an diesen Roman, dafür, dass er ihn wieder verlegte und eine ganz neue Lesergruppe für *Saying Uncle* gewann. Und schließlich, wie immer, Dank an meine Frau Carol für ihre Geduld, Nachsicht und Liebe.

VORWORT

Tom Piccirilli

Der Umstand, dass Sie dieses Buch in Händen halten, beweist, dass Sie, was Ihren literarischen Geschmack betrifft, auf dem rechten Weg sind. Sie sind einer der Aufgeklärten, der Wissenden, und sind den Krücken auf der Bummelspur auf der Suche nach dem wirklich angesagten Lesestoff weit voraus.

Sie haben von Greg Gifunes Arbeiten entweder bereits etwas gelesen oder genug über ihn gehört, um sich schließlich für diese Investition zu entscheiden. Möglicherweise ist es Ihnen gelungen, Ausgaben von *The Bleeding Season* (*Blutiges Frühjahr*), *Dominion*, *A View from the Lake* oder *Deep Night* zu ergattern. Wenn dem so ist, haltet diese Bücher in Ehren, Kinder, das sind Wertobjekte in Euren Regalen.

Greg verdient einen großen Durchbruch, aus all den Gründen, die sich Ihnen in den Zeilen von *Saying Uncle* erschließen werden.

Sie werden hier auf eine sehr literarische, emotional komplexe Geschichte über das Erwachsenwerden treffen, die mit einer Erzählung über die Rückkehr nach Hause und das Aufräumen mit der eigenen Vergangenheit verwoben ist. Vor diesem Hintergrund stoßen Sie auf eine Menge düstere Stimmung, Krimielemente, ein Kleinstadtdrama und das heftige Leid einer Familie.

Für einen derart kurzen Roman ist *Saying Uncle* von einer unerwartet ernsten Atmosphäre durchdrungen. Es ist die

Art Buch, die man verschlingen und gleichzeitig auskosten will. Sie werden ganze Absätze wegen der reinen Poesie des Klangs und wegen der umwerfenden Bildersprache ein zweites Mal lesen. So opulent und bewegend ist es.

Wenn Sie dieses Baby einmal in die Hand genommen haben, seien Sie darauf gefasst, dass Ihnen kalt wird, dass Sie frieren, dass Sie die Kälte überall um sich herum spüren, dass Schnee herabfällt und Ihnen im Genick landet. Es ist ein Zeugnis von Gifunes literarischem Können, dass er uns in der Wärme und Sicherheit unseres eigenen Heims wahre Schauer der Beklemmung über den Rücken jagen kann. Ich versuche hier nicht, Ihnen etwas zu verkaufen – *dieses Böse-Jungen-Buch, dass ich Ihnen hier zeige, ist sooo furchterregend, dass Sie sich unkontrollierbar zitternd in einer Ecke verkriechen werden, es lässt Sie Ihr Herz herauswürgen und Ihre verdammte Leber ausspucken!* – nee, nee, sparen wir uns die Übertreibung für jemanden auf, der sie nötig hat. Für Gifune gilt das mit Sicherheit nicht.

Die Wahrheit ist, er lässt Sie erschauern, wo es darauf ankommt – tief im Inneren, wo sich all die wirklich verstörenden Dinge abspielen. Er gräbt etwas davon aus und verfüttert es löffelchenweise wieder an Sie, denn so machen es die besten Schriftsteller. Sie stellen genau dort eine Verbindung mit einem her, wo man mit niemandem in Verbindung stehen will. Das ist es, wo er einen packt. Bei dem, was man für immer verbergen und wohlverwahrt halten will, im Abgrund der bösesten und furchterregendsten Erinnerungen, wo man ein Feigling ist, wo einem die Familie durch die Finger entgleitet, wo man schließlich nach Hause kommt, wo sie Ihren wahren Namen kennen. Man kann versuchen, was man will, um all das unter Verschluss zu halten, Gifune gelingt es trotzdem, Ihren Safe zu knacken und Ihre Geheimnisse zu durchwühlen. Ihre Schuld, Ihre Furcht, Ihre Wut,

Ihre schwächsten Momente, die Augenblicke, in denen Sie hätten links und nicht rechts abbiegen sollen, in denen Sie hätten angreifen und nicht zurückweichen sollen.

Das ist es, was den Kern von *Saying Uncle* ausmacht, und das ist der Grund dafür, dass es wirklich aufwühlend ist.

Sie glauben, ich will Sie auf den Arm nehmen?

Schön, ziehen Sie Ihre warmen Wintersocken an und legen Sie sich Omas Häkeldecke um die Schultern, zünden Sie ein Feuer im Kamin an und machen Sie sich bereit zu frieren und nach dem Onkel zu schreien.

Tom Piccirilli

7. Januar 2008

*»Alle Gewalt, alles, was widerwärtig ist und abstößt,
ist keine Stärke, sondern das Fehlen von Stärke.«*

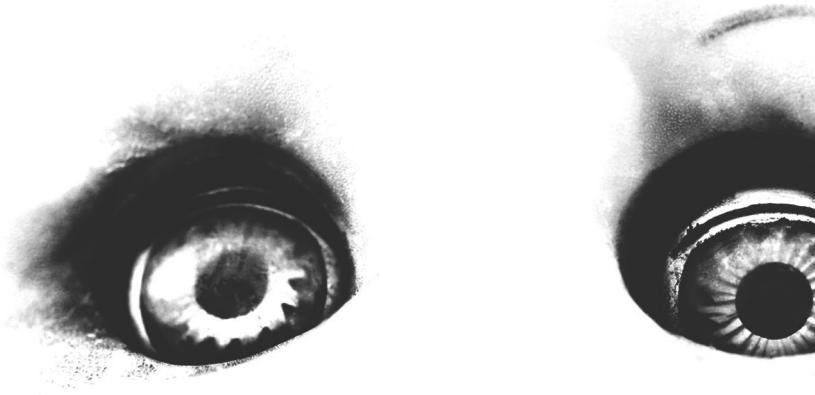
Ralph Waldo Emerson

Winter 1999



*»Kein Mensch wählt das Böse, weil es böse ist;
er verwechselt es lediglich mit dem Glück,
dem Guten, nach dem er auf der Suche ist.«*

Mary Wollstonecraft



1 Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, warum sie mich anriefen. Vermutlich hat ihnen meine Mutter die Telefonnummer gegeben, wohl in der Absicht, das Unvermeidliche hinauszuschieben und sich das Grauen zu ersparen, ihren einzigen Bruder so sehen zu müssen. Vielleicht stand sie noch unter Schock und konnte nicht klar denken, ich bin mir nicht sicher. Was ich aber weiß, ist, dass das Identifizieren von Onkel Pauls Leiche bei der Polizei an diesem Abend genauso erschütternd war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es kam mir ebenso finster ironisch wie notwendig vor, dass mir diese Aufgabe übertragen wurde – denn die Vorstellung, dass er wirklich tot sein könnte, wäre, ohne seine leblosen Überreste mit eigenen Augen gesehen zu haben, unfassbar geblieben.

Was ich anstelle dieser Überreste vor mir sah, waren die Suchtrupps, die vor so vielen Jahren die Wälder und Strände durchkämmt hatten. Leute in der Stadt, die sich zusammensetzten, obwohl viele von ihnen nicht die geringste Vorstellung hatten, wer die Person war, die sie suchten; sie wussten nur, dass es um etwas ging, woran sie sich beteiligen mussten. Vielleicht versuchten die Leute, die den vermissten Jungen

gar nicht kannten und mit den ganzen Ereignissen nichts zu tun hatten, durch diese Suche irgendwie mit einem größeren Teil der Menschlichkeit, der bisher außerhalb ihrer Reichweite lag, Verbindung aufzunehmen. Es war eine Zeit, in der die Leute in Gemeinden wie der unseren sich noch um die Menschen im Nachbarhaus oder in der Straße kümmerten – oder zumindest so taten –, weil ihre Freunde und Nachbarn und die Mehrzahl der übrigen Bürger in vieler Hinsicht uns alle ausmachten.

Aus irgendeinem Grund erinnerte ich mich auch an die Beerdigung meiner Großmutter und wie klein ich damals war, als ich planlos in der Aussegnungshalle herumlief, während die Erwachsenen um mich herum weinten und hastig miteinander flüsterten. Ich erinnerte mich daran, wie ich Stunden später in der Kirche in der vorderen Sitzbank stand, als sie ihren Sarg den Gang hinunterschoben und ihn am Altar aufstellten. Beides war weiß verhüllt – eine trotzig Bekundung von Reinheit im Antlitz der Dunkelheit, oder vielleicht auch, weil im Tod ebenso viel Reinheit lag wie im Leben. Ich erinnerte mich an eine Frau, die in einem wunderschönen Sopran *Here I am Lord* sang. Ihr Gesang hallte durch die gewölbten Wände der kleinen Kirche wider und wühlte die Emotionen von jedem auf. Eine Erinnerung daran, dass meine Großmutter vorausgegangen war, an einen anderen Ort, an den wir alle ihr eines Tages folgen würden.

Bei der Erinnerung an diesen Tag und an den Tag Jahre später, als all diese Leute so verzweifelt nach dem vermissten Jungen suchten, musste ich am meisten daran denken, dass für seine Familie, seine Freunde und Nachbarn das alles – also eine Identifizierung, ein Gottesdienst, eine Beerdigung – niemals stattfand, weil er, ob recht oder unrecht, niemals zurückgekehrt ist. Nicht zum Leben, nicht zum Sterben. Er blieb verschwunden.

Als die Vergangenheit vor der Gegenwart verblasste, begrüßte mich ein übergewichtiger Kriminalbeamter mit grimmigem Gesicht am Eingang der Gerichtsmedizin, stellte sich mit einem Nicken und in dienstefrigem Ton vor und dankte mir für mein Kommen. Ohne weiteren Kommentar begleitete er mich durch das Foyer, vorbei an einer Reihe dunkler Büros, hinein in ein Labyrinth von Korridoren. Nach einer halben Ewigkeit erreichten wir den Raum, in dem der Leichnam aufbewahrt wurde.

Der Kriminalbeamte zögerte, die Hand an der Tür. »Bereit?«
»Nein«, sagte ich.

Wann immer mein Telefon in der Nacht klingelt, muss ich wieder an ihn denken.

Ich kann mich an keine Zeit erinnern, zu der ich Onkel Paul nicht nahestand. Er war der einzige Bruder meiner Mutter, ein Jahr älter als sie, und weil mein Vater nicht da war, von Anfang an integraler Bestandteil unseres Lebens. Mein Vater war Versicherungsvertreter, und obwohl er uns erst verließ, als ich fünf war, sind meine Erinnerungen an ihn bestenfalls vage. Wenn ich ihn mir vorstelle, sehe ich einen großen, schlaksigen Mann in einem billigen, verknitterten Anzug vor mir, einen Drink in der einen Hand und eine Zigarette in der anderen. Ich kann mich erinnern, bei ihm zu sein, auf dem Boden zu sitzen und zu spielen oder in einem meiner Malbücher zu malen, während er in seinem Sessel saß, aber ich kann mich nicht erinnern, je mit dem Mann geredet zu haben. Mehr Pensionsgast als Elternteil, nutzte er unser Zuhause selten als etwas anderes als einen Platz zum Schlafen. Der Umstand, dass seine Frau und seine Kinder dort wohnten, schien für ihn irgendwie bedeutungslos zu sein. Jahrelang habe ich versucht, mich an den Klang seiner

Stimme zu erinnern, aber sie ist mir immer entglitten, und am Ende war er wenig mehr als ein Phantom.

Meine Mutter hatte viel zu jung geheiratet, und als sie zwanzig Jahre alt war, hatte sie meine jüngere Schwester Angela und mich schon zur Welt gebracht. Meine Erinnerung sagt, dass sie eine gute und liebende Mutter war, aber im Laufe der Zeit wurde mir klar, dass sie nie ein besonders glücklicher Mensch war. Sie war in einer traditionell italienisch-amerikanischen Familie aufgewachsen, und da wurde ihr beigebracht, dass sie den Männern irgendwie untergeordnet war, so etwas wie ein Versatzstück für ihr jeweiliges männliches Gegenüber. In Familien wie der unseren haben Frauen oft eine erhebliche Macht ausgeübt, benahmen sich aber, zumindest an der Oberfläche, als läge alles in den Händen der Männer. Wie bei einer fehlbesetzten Schauspielerin war es für meine Mutter eine Rolle, die sie selten überzeugend spielte, aber trotzdem übernahm.

Wir wohnten in Warden, einer hauptsächlich von der Arbeiterklasse bewohnten Stadt an der Südküste von Massachusetts, nicht weit von Boston entfernt. Es war angenehm, dort aufzuwachsen, zumindest für eine Weile.

Schon als meine Schwester und ich noch sehr klein waren, wurde Onkel Paul zu so etwas wie einem Ersatzvater. Er war selbst jung (erst Mitte zwanzig, als Angela und ich noch in die Grundschule gingen), und obwohl er nicht verheiratet war und keine eigene Familie hatte, ging er wundervoll natürlich mit Kindern um. Er unterschied sich dadurch von anderen Erwachsenen, dass er sich selten wie einer verhielt, eine Eigenschaft, die es Angela und mir leichter machte, uns mit ihm zu identifizieren. Er war nicht unreif, nur sorglos und selbstbewusst. Jemand, der uns behandelte und mit uns redete, als seien wir denkende menschliche Wesen, die genauso viel Respekt verdienten wie jeder andere, ob sie nun

Kinder waren oder nicht. Ich nehme an, es waren das Selbstbewusstsein und die Selbstbeherrschung, die er ausstrahlte, um die ich ihn am meisten beneidete. Wie ich später erfuhr, hatte er eigentlich viele Gründe, ständig in Sorge zu sein, aber das war eine Seite von ihm, die zu sehen er uns selten gestattete. Er führte zwei sehr unterschiedliche Leben und existierte für uns nur, wenn er bei uns war, wie ein Spielzeug, das in den Händen und den Gedanken eines Kindes lebendig wird, aber aufhört zu existieren, wenn es einmal aus den Augen ist und der Deckel der Spielzeugkiste sich geschlossen hat.

Wenn ich heute zurückblicke, erkenne ich, dass es vieles gab, was ich gründlicher hätte hinterfragen sollen. Angela und ich wussten nie genau, womit Onkel Paul seinen Lebensunterhalt bestritt. Er sagte uns, er sei ein Geschäftsmann, führte das aber nie näher aus. Er schien zu arbeiten, wenn ihm danach war, nachdem er häufig über längere Zeiträume hinweg tun konnte, was er wollte. Trotzdem besaß er immer Geld. Er war beim besten Willen nicht reich, trug aber immer ein von einer glänzenden Schmuckklammer zusammengehaltenes Geldbündel in der linken Hosentasche. Normalerweise trug er maßgeschneiderte, zweireihige Anzüge und kalbslederne Slipper. Selbst seine Freizeitkleidung war teuer und elegant. An der linken Hand trug er einen Diamantring und eine luxuriöse Uhr, und um sein rechtes Handgelenk hing locker eine goldene Fischgrätenmuster-Armkette. Anders als bei den meisten Männern in der Stadt hatten Onkel Pauls Hände keine Narben oder rauen Stellen, die sich im Allgemeinen in Jahren harter körperlicher Arbeit einstellen, und ich kann mich kaum erinnern, ihn je unordentlich gesehen zu haben.

Ich habe immer geglaubt, dass meine Mutter von Anfang an wusste, in was ihr Bruder verwickelt war, aber wenn sie

jemand fragte, waren ihre Antworten genauso vage. Angela und ich lernten schnell, dass diese Art Fragen nicht mit der gewünschten Genauigkeit beantwortet wurden, wenn es um unseren Onkel ging.

Es erschien mir auch seltsam, dass er fast immer allein war. Er sprach selten von Freunden oder Geschäftspartnern, und obwohl er manchmal Frauen erwähnte, kannte ich ihn schon seit vielen Jahren, bevor ich zum ersten Mal eine von seinen Freundinnen traf. Alle seine Beziehungen zu Frauen schienen nie besonders ernst zu sein. Ganz selten bin ich ihm mit einer Frau begegnet, mit der er enger befreundet war, und diese Frauen waren genauso schnell wieder aus seinem Leben verschwunden, wie sie aufgetaucht waren.

Er war weniger als 1,80 Meter groß, bewegte sich aber wie ein wesentlich größerer Mann. Sein Körperbau war kompakt und kraftvoll, sein Haar dunkel, gerade zurückgekämmt und mit Pomade festgelegt. Er war attraktiv, wenn auch nicht im traditionellen Sinne gut aussehend. Sein Teint wirkte hell und leicht südländisch, und obwohl seine Nase ein wenig zu groß war, stand sie ihm. Wenn er lächelte, tat er das zuerst mit den Augen, seine dünnen Lippen kräuselten sich langsam, um Sekunden später seine Zähne aufblitzen zu lassen. Ich erinnere mich an den raschen Rhythmus seiner Sprache und selbst an den besonderen Tonfall seiner Stimme, die einen flüsternden Klang hatte, wie er bei Rauchern häufig vorkommt.

Onkel Paul oder einfach »Onkel«, wie wir ihn nannten, war der einzig positive und beständige männliche Einfluss in unserem Leben. Seit unser Vater uns verlassen hatte, hatten wir keinen Kontakt mehr zu seinen Familienmitgliedern, und unsere Großeltern mütterlicherseits waren gestorben, als ich noch nicht einmal vier und Angela ein Baby war. Unsere Mutter und Onkel Paul waren die Kinder älterer Eltern, die

einander erst spät im Leben getroffen hatten. Tragischerweise starben sie, als ihre Kinder noch ziemlich jung und ihre Enkel erst Babys waren.

Nachdem mein Vater verschwunden war, hatte meine Mutter gelegentlich Verabredungen. Aber diese Männer hatten wenig Interesse an zwei kleinen Kindern und waren im Allgemeinen fort, bevor wir Gelegenheit hatten, sie kennenzulernen. Die Auswahl ihrer Männer war nie eine Stärke meiner Mutter, obwohl ich mir vorstellen kann, wie schwierig es damals für sie gewesen sein muss. Sie war eine alleinerziehende Mutter, die Rechnungen bezahlen musste, die ihr Einkommen als Kassiererin bei einem nahe gelegenen Billigkaufhaus bei Weitem überstiegen. Und obwohl sie unglücklich gewesen sein muss, hat sie uns ihren Kummer, ihre Angst und ihre Einsamkeit kaum je spüren lassen.

Weil sie so jung geheiratet und Kinder bekommen hatte, während die meisten Mädchen in ihrem Alter aufs College gingen, war sie nach dem Verschwinden meines Vaters die einzige Ernährerin unserer Familie und musste ohne Ausbildung und nur mit einem High-School-Abschluss ihr Bestes geben. Doch schon als ich noch sehr klein war, war es für mich offensichtlich, dass Onkel unsere Familie finanziell unterstützte. Wenn ich jetzt zurückblicke, wird mir klar, dass er vermutlich der einzige Grund war, dass wir nicht von der Wohlfahrt abhängig wurden.

Neben unserem Vater hatte meine Mutter nur eine einzige ernsthafte Beziehung, mit einem Mann namens Ed Kelleher, einem Schweißer aus der Gegend, der schließlich für kurze Zeit bei uns einzog. Onkel war dieses Arrangement nicht recht, was mehrfach zu Streit zwischen ihm und meiner Mutter führte. Ed Kelleher, ein lauter und aggressiver Mann, gefiel sich gelegentlich darin, meine Schwester und mich ohne einen echten Grund zu beschimpfen. Schon unsere bloße

Existenz schien ihn zu belästigen. Einmal beschloss er, Angela müsse dafür bestraft werden, dass sie ein Glas Milch auf dem Küchenboden verschüttet hatte. Es war offenkundig ohne Absicht geschehen. Mutter war zu dem Zeitpunkt bei der Arbeit, und obwohl er wusste, dass sie nichts davon hielt, im Zorn die Hand gegen ein Kind zu erheben, legte er Angela übers Knie und verdrosch sie. Angela war damals fünf Jahre alt.

Ed hatte uns so bedroht, dass keiner von uns unserer Mutter erzählte, was passiert war, aber später am Abend, als ich sicher war, dass Mutter und Ed im Bett lagen, schlich ich in Angelas Zimmer, um nach ihr zu sehen. Obwohl ich selbst erst acht war, erfüllte mich eine Wut, wie ich sie nie zuvor verspürt hatte, als ich sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Ich saß auf ihrer Bettkante, streichelte sanft ihren Rücken und versicherte ihr flüsternd, dass alles gut werden würde. Ihr Schmerz und ihre Tränen erschienen mir in ihrem mit Stofftieren, Märchenbüchern und Puppen angefüllten Schlafzimmer gespenstisch deplatziert.

»Wir sollten es Mama sagen«, sagte ich.

Mit schwacher Stimme antwortete sie: »Ed hat gesagt, das dürfen wir nicht, sonst tut er ihr auch weh.«

»Alles wird gut«, tröstete ich, streichelte sie und rieb weiter ihren Rücken, bis sie wenige Momente darauf schließlich einschlief.

Und dann rief ich Onkel an.

Er kam früh am nächsten Morgen. Ich spielte im Vorgarten, als sein schwarzer Camaro einbog und die Reifen im Kies der Einfahrt knirschten. Es war spät im Juli, und die Feuchtigkeit nahm bereits zu, aber als er aus dem Wagen stieg, trug er einen dunkelgrauen Anzug und eine verspiegelte Sonnenbrille. Während er unseren kleinen Vorgarten durchquerte, legte er seine Jacke ab.

»Tu mir einen Gefallen und halt das einen Augenblick«, sagte er.

Ich wischte den Schmutz von meinen Händen, nahm die Jacke und hielt sie, wie er es mir beigebracht hatte, vorsichtig am Kragen. »Ed hat Angela verprügelt.«

»Das hast du mir schon gesagt.« Mit methodischer Präzision krepelte Onkel seine Ärmel ordentlich auf. »Ich kümmere mich darum. Wo ist deine Mutter?«

»In der Küche. Ed ist oben und schläft.«

»Und Angela?«

»Sie ist in ihrem Zimmer.«

Onkel nickte kurz, nahm seine Sonnenbrille ab und gab sie mir. »Keine Fingerabdrücke auf den Gläsern, in Ordnung?«

Ich stand da, mit seiner Sonnenbrille in der einen und seiner Jacke in der anderen Hand, und sah, wie er ins Haus ging. Nach einer Weile kam meine Mutter mit Angela heraus, setzte sich mit ihr auf die Treppe und starrte mich an.

»Wo ist Onkel?«, fragte ich.

»Er redet mit Ed«, erwiderte sie mit flacher Stimme. »Das wolltest du doch, oder?«

Bevor ich antworten konnte, öffnete sich die Fliegengittertür. Onkel kam herausgeschlendert. Er sah meine Mutter an, und sein Gesicht zeigte keinerlei Emotion.

»Ruf besser einen Krankenwagen. Ed ist die Treppe runtergefallen.«

Als meine Mutter ins Haus rannte, signalisierte mir Onkel, dass ich ihm seine Sachen bringen sollte. Nachdem er sie wieder angezogen hatte, nahm er etwas Bargeld aus der Tasche, zählte zwei Fünzigdollarscheine ab und gab sie mir. »Gib das deiner Mutter, wenn sie sich beruhigt hat. Sag ihr, sie soll etwas einkaufen.«

»Danke, Onkel.«

»Danke, Onkel«, wiederholte Angela.

Er beugte sich vor und küsste sie auf die Stirn, dann wandte er sich wieder an mich. »Sowie er aus dem Krankenhaus kommt, zieht Ed aus. Eure Mutter ist sauer, aber wenn sie sich beruhigt hat, erzählt ihr auf jeden Fall, was er mit Angela gemacht hat und was er ihr gesagt hat, dass er tun würde, wenn sie es erzählt. Sie wird immer noch eine Zeit lang wütend sein, aber sie wird es verstehen. Sie wird darüber hinwegkommen.«

Meine Mutter sprach mehrere Stunden lang nicht mit mir, aber Onkel hatte recht, es blieb nicht dabei. Später, als wir darüber sprachen, sagte sie mir, dass sie froh sei, dass wir es jemandem erzählt hatten, dass es ihr aber lieber gewesen wäre, wenn wir es ihr gesagt hätten und nicht Onkel.

»Er liebt uns«, sagte sie zu mir, »aber du weißt, wie er manchmal sein kann.«

Ja, das wusste ich. Jedenfalls ließ meine Mutter nie wieder einen anderen Mann bei uns wohnen. Damals habe ich aus rein egoistischen Motiven, wie sie bei Kindern häufig anzutreffen sind, nie darüber nachgedacht, was das für sie bedeutete ... Was für ein Opfer sie damit brachte, dass sie nie wieder eine ernsthafte Beziehung mit einem Mann einging, damit sie ihre Kinder nichts aussetzte, vor dem man sie lieber fernhalten sollte. Unser bescheidenes, kleines Haus wurde zu einem Zufluchtsort, wie Angela und ich ihn uns schon immer gewünscht hatten, zu einem Refugium, wo wir vor dem Rest der Welt und all ihren möglichen Schrecken sicher waren. Unsere Mutter gehörte ganz uns, verborgen in einem Kokon, von dem wir glaubten, er würde nie wieder aufbrechen, der aber schon begonnen hatte, sie langsam zu ersticken, bevor alles in sich zusammenbrach.

Obwohl die Episode mit Ed Kelleher die hervorstechendste ist, sind die meisten meiner Erinnerungen an Onkel bis zu dieser Zeit ebenso lebhaft, wenn auch sehr viel weniger

dramatisch. Ich kann mich erinnern, wie er mit Angela auf dem Boden ihres Schlafzimmers saß und mit ihr mit Puppen und Plastikteeeschirr spielte. Ich erinnere mich, wie er an den Samstagen morgens zu Besuch kam, um Zeichentrickfilme anzusehen; an sein Lachen, und dass ich den Eindruck hatte, dass er sogar noch mehr Spaß hatte als wir. Ich erinnere mich, wie er mir das Basketballspielen beibrachte, und wie er mich meistens gewinnen ließ. Ich erinnere mich, dass er kam, um sich unsere Schulaufführungen und Schulfeste anzusehen, lauter klatschte und jubelte als irgendwer sonst, und dass er mich jedes Jahr auf die Vater-und-Sohn-Ausflüge unserer Klasse begleitete. Ich kann mich an unzählige Besuche im nahe gelegenen Zoo erinnern, wie wir in unserem Lieblingsrestaurant zu Mittag aßen und den Tag mit einem Abstecher in das örtliche Spielzeuggeschäft beendeten, wo Angela und ich uns jeder ein Teil aussuchen durften, egal was es kostete. Ich erinnere mich, dass er mir bei den Hausaufgaben half und ich staunte, wie intelligent er war, obwohl er nie eine ordentliche Schulbildung erhalten hatte. Und dass er mir Tipps gab, wie ich mich selbst verteidigen konnte, nachdem mir ein Streithahn in der Schule meine nagelneue Charlie-Brown-Butterbrotdose auf dem Kopf zerschlagen hatte. Ich kann mich erinnern, wie er mit meiner Mutter herumalberte – sie ergriff, wenn ein bestimmtes Lied im Radio kam, und wie sie Arm in Arm durch die Küche tanzten und lachten, während Angela und ich vergnügt zusahen, aufgeregt, einen der wenigen Momente zu erleben, in denen meine Mutter einfach glücklich zu sein schien, am Leben zu sein.

Natürlich vergötterte ich meinen Onkel. Also verbrachte ich einen guten Teil meiner verbleibenden Kindheit mit dem Versuch, ihm zu gefallen und seine Anerkennung zu erringen.

»Der Unterschied zwischen einem Jungen und einem Mann ist, dass ein Mann immer wieder aufsteht, wenn er

niedergeschlagen wird«, pflegte er zu sagen. »So ist das im Leben, Andy, niedergeschlagen werden und lernen, wieder auf die Füße zu kommen. Es ist keine Schande, zu Boden zu gehen, aber man darf nie unten *bleiben*. Krieg deinen Hintern hoch und schlag zurück. Es ist nicht leicht, ein Mann zu sein, doch was bleibt uns anderes übrig?«

Nie hat jemand wahrere Worte gesprochen.

Ich war fünfzehn, als sich alles für immer änderte. Die Ereignisse dieses Sommers trugen dazu bei, mich als Mensch zu formen und als Erwachsenen zu festigen, rissen aber auch Wunden ins Herz unserer Familie, die nie wieder vollständig heilten. Bei keinem von uns.